

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338974](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338974)

und Bürgernutzen, von Pfarrer und Lehrer und was für gute, grundgescheite Leute das seien, von der neuen Landstraße und den billigen Holzpreisen; und plötzlich war er bei seinem Ehemaligen, das er vor zehn Jahren still und selig in den schönsten Sarg gebettet. So eine gute, zunftgerechte Totenlade werde auch er bald brauchen. In so eine seien der Vater und der Ahn in die Ewigkeit gekommen, die auch Schreiner gewesen. Und ein Schreiner müsse im Dorfe sein, schon um der Toten willen.

Leise rann des Alten Rede hin. Jetzt stand er auf, humpelte zum Spiegel, zog allerhand Papiere dahinter vor, faltete eines auseinander, hielt es weit von sich ab, nickte und schob es vor Xaver hin: „Do, unterschreib's gleich!“ Und er lief um Tinte und Feder. Doch schon rief Xavers Frau: „Nein!“ Und auch ihr Mann sagte es kleinlaut, schob das Papier zurück und beteuerte, mit dem besten Willen könne er das nicht. Ruhig reichte der Alte das Blatt den Brüdern. „Wer will?“ fragte er, tunkte die Feder ein und hielt sie entgegen. Doch streckte sich keine Hand darnach. Wenn die Männer sich noch besannen, hatten die Frauen bereits entschieden. Theodor las die Schrift mehrmals durch und gab sie endlich zurück. Sofort herziehen und für immer bleiben, sonst falle die ganze Erbschaft an die Gemeinde. Und eine Abschrift dieses Testamentes beim Gericht und eine beim Bürgermeister. Nein, da gab es keinen Ausschluß mehr.

Der Alte bettelte nicht. Gelassen faltete er das Blatt wieder zusammen, schob es hinter den Spiegel und setzte sich zum Ofen, eine Pfeife anzuzünden. Als sie brannte, lächelte er: dann erbe halt ein anderer Schreiner, ein Fremder, wenn es denn nun so sein müsse; dann könnten sie ja nun wohl wieder abreisen.

Das konnten sie, es war da nichts mehr einzureden. Die Frauen erhoben sich. Den Söhnen wurde es schwerer. Aber auch sie standen schließlich auf.

In dem Augenblick huschte Harry draußen am Fenster vorüber. Die Mutter rief ihn, und da er nicht kam, mußte der Vater pfeifen. Er

solle nur hereinkommen, nur ganz, nicht bloß mit dem Kopfe, und solle sich gleich umziehen, sie reisten ab, erklärte die Mutter. Es dauerte ein paar Sekunden, bis der Junge es begriffen. Aber dann stampfte und fiennte er und schrie, er gehe nicht mit, er laufe in den Wald, er wolle nicht mehr in die langweilige Stadt zurück. Und schon tat er einen Satz zur Türe. Man hielt ihn fest. Die Mutter umfing ihn weinend: Was ihm denn in dem armseligen Kaff so gefalle? ... Alles gefalle ihm, der Bach, der Herd, die Werkstatt und am meisten die Ziege.

Mit dem war auch die alte Magd hereingekommen, und sie bat für den Buben und streichelte und lobte ihn, was er so anstellig sei und überall zupacke und vor nichts sich scheue. Alle schauten auf den Großvater. Der klopfte die Pfeife aus am Geranienstock, schloß her, faßte den Jungen beim Arm, blickte eine Weile auf ihn nieder und murmelte, sich wieder zum Ofen wendend: Schließlich habe er nun einmal gesagt: „Wer will?“ und da sei das eben sein letzter Lehrbube.

Dabei blieb es. Besser so, als wenn ein Fremder ins Erbe einbrach; so war noch am ehesten was von der Zukunft zu hoffen. Der Junge sprang einen lustigen Hopser und rannte davon. Aber seine Mutter schluchzte, als sei er ihr gestorben.

Anton Gabele



Ein interessantes Gesuch

Ein hübsches Schreiben, das kulturgeschichtlich wie rein menschlich gleich interessant ist, fand sich unter den Papieren des letzten Kurfürsten von Pfalz-Bayern, Pfalzgraf Karl Theodor. Es ist geschrieben von einem Mann aus Langenlonsheim (bei Kreuznach), der sich um die freigewordene Küsterstelle bewirbt: „Hochwürdigster, Großmächtigster, Unüberwindlicher Herr Kurfürst!

Euch thue ich kund und zu wissen, daß der Küsterdienst zu Langen-Lonsheim nun Gottlob einmal ledig geworden ist, worauf ich solange gewartet und ich solchen Dienstes mehr als würdig bin, und auch Lust dazu habe. Ja, wenn Euer Kurfürstliche Durchlaucht nur einmal meine Person sehen sollten oder singen hörten, so würden Sie sagen, der Kerl verdient meiner Seel ein Küster zu

seyn. Daß aber in unserem Dorf der Schultheiß mein Feind ist, das macht ja wohl, daß meine Frau einen ebenso rothen Rock mit weißen Schnüren trägt, als wie des Schultheißens Frau. Sie haben sich dessetwegen auch schon bei den Haaren gerupfet.

Und hiermit Gott befohlen, und verbleibe dem Hochwürdigsten Herrn Kurfürst mit Gnaden gewogen bis in mein Grab; sodann ermangele ich nicht, mit meinen Gegendiensten weder bei Tag als bei Nacht als ein treuer Freund aufzuwarten.

Langen-Lonsheim, den 11. April 1788.

Euer Kurf. Durchl. Dienstwilliger
Ernest Funder.

Resolution: Sr. Kurfürstl. Durchlaucht willigen dem Supplikanten nebst 5 Dukaten, den Dienst.“



Dr Kirchachor!

Dr Kirchachor hot manche Sörga
 So s Johr dur alle Sonntigmorga,
 Wo er e'r Kirch bei'r Orgel doba
 Da liaba Gott em Gsang duat loba.
 Piano ond Fortissimo,
 Ond Preschto ond Adadschio,
 Jawohl, dr Kirchachor der sengt,
 So wia dr Dirigent grad wenkt.
 Der duat dia Herra ond dia Dama
 Ao vorher no em Herrn ermahna:
 „Sopran, it hendanoche henka
 Ond it so donderschlächtig senka!
 Tenor, det beim „laudamus te“,
 Det sanged r mr jo a „b“,
 Ond det beim „visibilium“
 Dreht mir gschwend oiner s Blättle om.“ —
 — Ma stellt sich auf ond huaschtet no
 Ond butzet d Nas ond nemmt da To',
 Suacht dur dia Weiberhüat a Lucka,
 Daß ma zom Dirigent ka gucka.
 (Mit deana Hüat isch it zom Spassa!
 Ma könnt da Ei'satz jo vrbassa,
 Wenn vor em Gsiecht oim onentwegt
 A Reiherfeader „Viertakt' schlet!)
 Noch konnt dr letschte, tuiße Schnauf,
 Ond alle reissed d Mäuler auf
 Ond alles sengt en haischta Tö'.
 (Jo, s Gloria, des ist halt schö!)
 De oina wackled mit em Kopf,
 Bei'n Manne juckt dr Gurgelknopf,
 Ond manche schneided Gsiechter na,
 Daß sich grad oiner fürcha ka!
 Doch kaum ist s Gloria duregschonda,
 Hot jeder schao sei Plätzle gfonda.
 Dia Manne denked: Gottseidank,
 Ond pflautsched auf da alta Bank
 Ond jomered: „O je, o je,
 Auf s Chor ghairt halt a Kanabe!“
 — Dia Weibsleit staod dr Graisse no,
 Jetz z'voaderst dana bhäbig do.
 Jetz ka ma aus dr Vogelschau
 Dia Hüat betracht, ond des gnau!
 — „Guck, d Sophie hot heit jo en bloa!
 Wo hot se wohl ao ihren groa?“ —
 — „Guck ao, wia seall Kostüm det sitzt!

Bloß glaube, daß se noit dren schwitzt!
 I sag äweil, wia ka's dia macha,
 Äll Sonntig hot dia nuie Sacha!“ —
 — „Ja, des send heituztag die Damen!
 Jesses! d Präfatio konnt . . .!“ — „Amen.“ —
 — „Dia duat halt älaweil aso!“
 — „Jo jo!“ — „Et cum spiritu tuo!“ —
 „Macht se mit ihrem Hans noit Schluß?“ —
 — „A wo!“ — „Habemus ad dominus!“ —
 „Noch geits jo sicher bald a Fescht!“
 — „Bestemmt!“ — „Dignum et justum est!“ —
 Bei'n Manne gohts ao allweag zua,
 S ist alles do, bloß ao koi Ruah.
 Grad hot oir d Fegnägäl butzet,
 Jetz zoigt r Bildle, wohl a Dutzet,
 Dobei wiat kitteret ond ditta,
 Ond weagem schö'sta Mädle gstritta.
 Dr oi, der wiat noch z'letschta faul,
 Schloft ei ond schnoret wia en Gaul.
 A andrer, der toilt „Wybert“ aus,
 Ond wirft dobei no d Hälfte naus.
 — So weared d Stemma wieder gschmiert
 Ond druf na s „Sanktus“ absolviert.
 S „Hosanna“ hot noch wieder longa!
 (Do überschlet sich schiergar d Zonga!)
 Ond d Leit haod anderscht d Aohra gspitzt!
 Ja, was dr Chor halt sengt, des sitzt. —
 — Beim „Benediktus“ gohts it mender.
 Do haired sogar ao no d Kender
 E' ihr'na Bänk mit Schwätza auf
 Ond losed zu dr Orgel nauf.
 Beim „Agnus dei“, führt dr Chor
 A regelreachts „piano“ vor.
 (Do reibt sogar dr Kenner d Nas
 Ond moit: „Jawohl, der Chor, der ka's!“) —
 Geits drondert ao robuschte Denger,
 So weand doch alle Kirchasenger
 Am Sonntigmorga s Beschte geah,
 Dean Ruaf, dean laod se sich it neah!
 Em liaba Gott zom Lob ond Preis,
 Oimol ganz laut, oimol ganz leis,
 So sanged se, mit Lust on Fraid
 Ond hoffed, daß s' ao Seaga trait.

Richard Stöckle.

Heiligenverehrung in der Flurnamengebung

Der Anteil, den die Namen unserer Heiligen an der Benennung von Fluren und Gewannen haben, ist recht groß. Verschiedene Gründe lassen sich hierfür geltend machen. Eine große Gruppe solcher Flurnamen ist nach bestimmten Kirchen, Klöstern oder Kapellen benannt, deren Schutzpatron auf die Namengebung für die umliegenden Gewanne oder in der Stadt auf benachbarte Gebäude, besonders Tore und Türme und Straßen einwirkte. Sichere Ergebnisse in der Deutung dieser Namen lassen sich nur dann erzielen, wenn es gelingt, jeden einzelnen Namen als tatsächlich aus einem Heiligennamen entstanden zu beweisen. Die ausgewählten Beispiele, die diesen Ausführungen zugrunde liegen, gehen alle auf Heiligennamen zurück. Man muß dabei vorsichtig zu Werke gehen, denn oft entpuppen sich solche Namen als reine Personennamen oder sie lauteten ursprünglich ganz anders und sind erst im Laufe der Zeit umgestaltet worden.

Mit Recht dürfen wir mit dem Namen des großen Konstanzer Bischofs, des hl. Konrad, unsere Betrachtung beginnen. Das „St. Konradstor“, die „St. Konradsbrücke“ und die „St. Konradslücke“ in Konstanz führten nach ihm den Namen. Der Konstanzer Chronist Schultheiß berichtet uns über die Entstehung des Namens „St. Konradsbrücke“ folgende Sage:

„Man schreibt, daß Bischof Conradt nit hab fasten können, das ihm gar laid gewesen. Uff ain tag ist er mit den Vischern uff den See an das Aichhorn hinus gefaren, ob er sich des eßens dess er bas mocht überheben, so er nie dert darbey war. Nachdem In aber der Hunger angestiget, das er one speis nit lenger hat kunden sein, ist er uss dem schiff uff das wasser getretten, und uff dem wasser der Vischbrugk demnächsten zugegangen, derhalben die selbig prugk nach diesem Sant Conradsprugk genannt ward.“

Mit ihr steht auch die „St. Konradslücke“ in Zusammenhang, einer Lücke in den früheren Palisaden, etwa in der Mitte zwischen der ehemaligen Fischbrücke (beim Konzil) und der Dominikanerinsel (heute Inselhotel). Durch diese Lücke soll der Heilige seine Wasserreise gemacht haben.

Auch der Name des andern Konstanzer Bischofs, den wir als Heiligen verehren, des hl. Gebhards, erscheint in verschiedenen Petershauser Flurnamen: „St. Gebhardsacker“, „St. Gebhardsberg“, „St. Gebhardsbrunnen“, „St. Gebhardsholz“ und „Gebhardsösch.“

Die einstige Konstanzer St. Jodocuskirche, die heute als Wohnhaus dient, gab der „St. Josengasse“ den Namen. Auf dem „Jostenbuckel“ bei Gondelsheim (Bretten) stand einst ein Kloster, von dem aus ein

unterirdischer Gang nach dem Turm der Gondelsheimer Kirche führte.

Auf vielen Bergeshöhen erhoben sich und erheben sich noch Bergheiligtümer, die bestimmten Heiligen geweiht sind, deren Name oft auch der Berg erhielt. Aus unserer Heimat nennen wir einige: Antoniusberg in Stepperger (Schwaben); St. Katharinenberg bei Endingen (Baden); Liebfrauenberg bei Bodman; Martinsberg in Ravensburg, Meidelstellen (Alb), Hechingen, Dornstetten; Michelsberg in Bönningheim (Württ.), Gundelsheim (Württ.), Riegel, Untergrombach; Otilienberg bei Freiburg i. Br.; Petersberg im Schwarzwald. Auf dem „Gallenberg“ bei Ringingen in Hohenzollern stand früher die St. Gallenkapelle und der „Galler“ bei Überlingen ist ein Berg, auf dem sich das erste Überlinger Kloster erhob, das St. Gallische Mönche gegründet hatten. „Vrenenberg“ heißt ein Berg, auf dem die Hundesinger Kirche steht.

Wir wollen uns mit diesen Beispielen begnügen und von der luftigen Höhe nochmals hinuntersteigen in die Ebene und uns nach weiteren Flurnamen umsehen.

Zu den volkstümlichen Heiligen des Elsasses gehört St. Arbogast. Bei Straßburg gab es die schon vor 1225 belegte „St. Arbogastbrücke“, nach dem St. Arbogastkloster vor Straßburg benannt. Im Hagenauer Forst steht die „Arbogastuseiche“; auf diesen Baum



Die ehemalige St.-Konrads-Brücke in Konstanz, links das Konziliumsgebäude



Die einstige Konstanzer St.-Jodocus-Kirche,
heute ein Wohnhaus

hat sich die Sage lokalisiert, wonach St. Arbogast im Heiligen Forst bei Hagenau das Leben eines Einsiedlers geführt habe.

„St. Lienhartsfeld“ und „St. Lienhartstor“ in Konstanz weisen auf die St. Lienhartskapelle hin; die „St. Lorenzgasse“ führte an der früheren Konstanzer St. Lorenzkirche vorbei; „St. Paulsgasse“ und „St. Paulsturm“ in Konstanz verdankten der ehemaligen St. Paulskirche den Namen; neben dem Freiburger „St. Peterstor“ stand die Peterskirche. Das gemeinsame all dieser Beispiele ist, daß sie nach dem Patron einer Kirche oder Kapelle benannt sind.

Auch auf den Besitz der Kirche können solche Flurnamen hinweisen. Den verschiedenen Schenkungen und Stiftungen an Land, die man einer Kirche zuwendete, hat man den Namen des Kirchenheiligen gegeben oder sie einfach mit „heilig“ bezeichnet (Heiligenwiese, Heiligenholz usw.). Da diese Güter ja der Kirche vermacht wurden, lag diese Benennungsweise nahe. So gibt im Jahre 1381 Burkart, Herr von Hewen, die Güter, die man „St. Martinsgüter“ nennt, im Spaichinger Tal mit allen Rechten, ausgenommen die Vogtei, an den vordern Altar in der Leutkirche zu St. Martin in Engen. — Der „St. Johannsergarten“ und die „St. Johannserhalde“ in Allmannsdorf bei Konstanz gehörten dem Chorstift St. Johann. — Der „Annabuck“ bei Merishausen im Kanton Schaffhausen war wohl Eigentum der Bruderschaft von St. Anna in Schaffhausen. Den Wald „Agnesenhau“ bei Guntmadingen im Oberklettgau besaß das St. Agnesenkloster in

Schaffhausen, das auch Eigentümer des „Tannerberg“ zu Schaffhausen war. In diesem Namen ist St. Agnes zu Tann abgeschliffen, genau so wie der Klostername sich in St. Tangen verändert hat.

Um manchen Flurnamen, der als Bestimmungswort seinen Heiligennamen trägt, rankt sich eine Sage. Der ursprüngliche Sachverhalt ist verdunkelt — die Sage muß den Namen erklären. Das Konstanzer Augustinertor hieß auch „Unser Lieben Frauen Tor“ oder „Marientor“, weil der Legende nach während der Belagerung der Stadt durch Gustav Horn im Jahre 1633 die Mutter Gottes über der Augustinerkirche erschien.

Vom „Otmarstücklein“ aus, einem Platz am See bei Bodman, soll der hl. Otmar trockenen Fußes über den See an das jenseitige Ufer gewandelt sein. — Auf der Gemarkung Bingen in Hohenzollern kommt der Flurname „Uristritt“ vor, früher „St. Ulrichs Tritt“. Hier soll der Überlieferung nach Bischof Ulrich während der Reformation gestanden und eine Predigt gehalten haben. Die Formen „Hinter St. Ulrichs Tritt“ (1666) und „Hinter St. Ulrichen“ (1615) lassen auf einen Bildstock oder eine Kapelle schließen. Vom „Ulrichsbrunnen“ in Seibranz (Württ.) erzählt die Sage:

„Vor Zeiten hatte man in Seibranz im Oberland kein eigenes Wasser. Die Not war groß. Da kam einmal der hl. Ulrich von Augsburg zur Firmung in die Gegend. Die Seibranner klagten ihm ihr Elend. Da ging der Heilige hinaus, kniete nieder und betete, stand wieder auf, stieß seinen Stab in die Erde, und im Augenblick sprudelte reichlich lauterer Wasser aus dem Boden. Noch heute fließt die Quelle und alljährlich am St. Ulrichstag zog man bis vor kurzer Zeit prozessionsweise zum Brunnen.“

Nicht nur in der Namengebung unserer Fluren, sondern auch in der Benennung der Gruben, Stollen und Schächte früherer Bergwerke spielen Heiligennamen eine große Rolle. Eine stattliche Reihe taucht beispielsweise im einstigen Schwarzwälder Bergbau auf. Der Bergmann hat mit diesen Namen die Grube und sich selbst unter den besonderen Schutz des Heiligen gestellt. Der größte Teil dieser Namen läßt sich auch in andern deutschen Bergbaugebieten nachweisen.

Nach der hl. Anna, die früher von den Bergleuten als Patronin verehrt wurde — sie soll auch Erzmacherin gewesen sein, heißt es in einem alten Bergwerksbuch — sind benannt: „St. Anna“, ein Bergwerk im Schindler und eine Grube bei Schnellingen (Wolfach), sowie die Todtnauer Gewerkschaft zur hl. Anna oder St. Annagrube.

Ein Bleiwerk bei Wieden (Schönau) hieß „St. Antonsstollen“. Als Heiligennamen ist wohl auch die Grube „Anton“ im Witticher Revier zu erklären.

Hauptpatronin der Bergleute ist die hl. Barbara, deren Fest von den Bergleuten feierlich begangen wurde. In den meisten deutschen Bergbaugebieten kehrt ihr Name immer wieder. So ist „Barbara“ ein Stollen



... sofort gebrauchsfertig,
schützt die Wunde vor
Verunreinigung und
wirkt

„hochbakterizid“
blutstillend
heilungsfördernd

zum Teufelsgrunder Gang von Westen her, „St. Barbarastollen“ heißt eine alte Grube bei Kropbach (Staufen). In Schnellingen werden zum Jahre 1562 „die gemeine gewerkschaft zu s. Barbara und U. 1. Frau beim Yllenbad“ erwähnt. Auch Heinrich Hansjakob erzählt in „Wilde Kirschen“ von diesen Gruben und berichtet, daß die Grube „St. Barbara“ dem Barbaraster Hof den Namen gegeben habe.

„Daniel“ ist eine Grube in Gallenbach, einer Schlucht, die parallel zum Wittlicher Tal verläuft. — Bei Hausach wurde im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf der Grube „Gabriel“ geschürft. „Jakob“ hieß eine Grube des Schapbacher Reviers, „Jeremias“ und „Jonas“ sind zwei alte Gruben bei Badenweiler.

„St. Johannes“ nannte man eine unter Herzog Ulrich geschürfte Grube im Gutacher Tal und am sog. Bühlerstein im Gutacher Tal lag die Grube „St. Johannisseggen“. Im Wittlicher Revier gab es die beiden Gruben „der alte und der neue St. Joseph“.

Hansjakob erwähnt die Grube „St. Katharina“ im Wolfacher Revier, während „Klara“ zum Schapbacher Revier gehörte. Von St. Lendlin wird weiter unten die Rede sein. Eine Grube bei Hausach führte den Namen „St. Ludwig“ und bei Aiteren (Schönau) kennen wir die Grube „Ludwig“.

Im Goldberg bei Oberried war einst eine reiche Goldgrube, „St. Martin“ genannt.

Darin lag — wie die Sage erzählt — hinter einer silbernen Tür ein Standbild dieses Heiligen verborgen, das aus lauterem Gold war.

In einer Urkunde von 1496 heißt es: „zwo gruben mit namen sant Mauricius fundtgrub im Brunspach (= Prinzbach) und sant Lendlins grub im Emellspach in der herschaft Hohengeroltseck“. 1471 ist vom „silberwerk zu Weiler ob Haslach, gen. der Richberg, die Rede. 1562 wird eine „neue grube zu Schnellingen zu s. Michel genannt“ urkundlich bezeugt.

Unter Herzog Ulrich wurde im Gutacher Tal bei dem sog. Schlangenbrunnen auf der Grube „St. Peter“ gemutet.

„Sophia“ hieß eine an Silber und Silbererzen ergiebige Grube im Wittlicher Bergrevier. „Ursula“ nannte man eine Grube bei Hausach und der „St. Wenzel“ war einst die bedeutendste Grube im Wolfacher Revier.

Groß war auch der Einfluß der Heiligennamen auf die Familiennamengebung. Den Zusammenhängen zwischen Heiligenverehrung und Familiennamen ist Edmund Nied in seiner Schrift „Heiligenverehrung und Namengebung“ (Freiburg 1924) nachgegangen, worin eine reiche Fülle von Beispielen gegeben wird.

Mit diesen Ausführungen aber sollte gezeigt werden, in welchem Maße die Heiligennamen auch auf die Flurnamen eingewirkt haben und wie diese Namen ihrer Bedeutung nach zu erklären sind. Ernst Schneider



Gleich nach dem Auflegen stellt sich ein wohltuendes Wärmegefühl ein. ABC-Pflaster bewirkt an der schmerzenden Stelle eine stärkere Durchblutung, wodurch schädliche Stoffe beseitigt werden u. die Heilung gefördert wird. Die Beschwerden werden schnell gelindert. ABC-Pflaster ist sauber und angenehm im Gebrauch und hindert nicht bei der Arbeit.

Die Gebrauchsanweisung finden Sie auf der Rückseite jeder Packung.

ABC - Pflaster

Achten Sie bitte auf den Namen: ABC-Pflaster. Erhältlich in Apotheken.

hilft bei
Rheumatismus
Gliederreißen
Hexenschuß

WALLFAHRT im Mai

Eine Geschichte aus voriger Zeit

Die Wiesen sind geräumt, der Märzenhafer ist gebaut, die Erdäpfel sind gesteckt, das Krautackerl ist gerichtet. Jetzt hat der Bauer eine geruhsame Zeit. Da kommt er auf viele Gedanken, die ihn sonst im Trubel der Arbeit nicht befallen. Wenn man gar ein Höflein auf stiller Bergeshöhe hat wie die Zaunerischen von Ziefering, da sitzt man zur Feierweile auf der Hausbank und wundert in die blaue Ferne hinaus. Aber immer kehrt der verlorene Sinn zu den Anliegen des Tages zurück, auch wenn die Arbeit grad' nicht sehr eilt; denn bei den Zaunerischen geht die Arbeit nicht aus. Sie haben nämlich noch einen großen Bienenstand und einen großen Obstgarten zu betreiben.



Wie sie jetzt so auf der Hausbank sitzen, gibt die Zaunermutter ihrem eisgrauen Eheliebsten einen sanften Rippenstoß, der soviel bedeuten soll wie: „Jetz red' einmal mit dem Buben!“

Und der alte Zauner räuspert sich und redet: „Micherl, oft genug hab' ich dir's schon gesagt; ich und deine Mutter machen's nimmer lang. Schau dich nach einer Bäuerin um, einer richtigen, daß wir dir übergeben können! Höchst Zeit hast jetzt, sonst wirst selber überständig.“

„O Vater“, sagt der Micherl, „du hast leicht reden vom Heiraten. Bei dir ist das etwas anderes gewesen. Du hast dich leicht getan, ganz leicht: Du hast ja die Mutter geheiratet. Aber ich!“

„Da hast ihn wieder“, wendet sich der Zaunervater an die alte Zaunerin. „Ist ja alles umsonst. Das ganze Hinreden nützt nichts. Sag' ihm's du, aber einmal gescheit!“

„Bis zur Heuzeit muß eine junge Bäuerin auf dem Hof sein, aber eine richtige, das sag' ich dir! Und daß du's weißt: das ist unser letztes Wort. Mit deinen Sprüch' alleweil, deinen dummen, ist uns nichts geholfen. Jetzt wird nicht mehr gesprochen, jetzt wird geheiratet.“

„Ich heirat' ja“, sagt der Micherl, laß dir nur Zeit, Mutter!“ Und wieder macht er einen seiner „dummen Sprüch'“: „Ich denk' mir halt, warum soll ich ein fremdes Weiberleut füttern? Und nachher hast sie deiner Lebtag auf dem Genack.“

Lachend geht der Micherl ins Haus. Lachend ruft er den Eltern noch zu: „Alsdann morgen in aller Früh pack' ich's an. Auf Eding tu' ich zu Unserer Lieben Frau, daß ihr's wißt. Da erbet' ich mir eine, aber eine richtige! So ein Trimpl, der gerade auf unsern Hof und das schöne Sach' spitzt, kimmt mir nicht ins Haus. Ich weiß, was ich weiß, und tu, was mich freut. Es wird schon recht werden.“

Wie am andern Morgen die alten Zaunerleute aufstehen, ist der Micherl schon aufgebrochen, Altötting zu. Seine Mutter hat ihm das Reiseränzlein vorsorglich mit Eiern, Geselchtem, Nudeln und Brot gepackt, damit der Bub keinen Hunger leiden muß unterwegs; denn zwanzig Wegstunden hin und zurück sind keine Kleinigkeit.

Aber der weite Weg wird dem Micherl nicht langweilig. Bald betet er ein Gesätzlein, bald schaut er, was sie in der fremden Gegend für Obstbäume haben, wie der Weizen steht, wie hoch die Kirchtürme sein mögen, die von den Höhenzügen grüßen. Sein heller, wacher Bauernsinn umfängt mit gleicher Liebe Himmlisches und Irdisches, Eigenes und Fremdes. An sein Wallfahrtsanliegen denkt er kaum. Das überläßt er gläubig und vertrauensvoll der himmlischen Macht Mariens.

Hochgemut und frohgesinnt kommt er am späten Abend in Altötting an. Die Weihe des Ortes umfängt ihn, er weiß selbst nicht, wie. Es ist ihm, als ob hier alles Irdische, seiner Schwere entledigt, zu heiligen Höhen erhoben sei. Sein erster Gang ist in die Gnadenkapelle. Ehrfürchtig tritt er in das Heiligtum, das seit einem Jahrtausend geweiht und geheiligt ist von den frommen Gebeten von vielen Zehntausenden. Ihre Weihegaben an den Wänden sind stumme Zeugen des Dankes für tausendfach erlangte Hilfe und Erhörung. Ehrfürchtig schreitet er ins Innerste des Heiligtums, wo das Bild der Gnadenmutter im Schein der Kerzen thront. Kniend stammelt

D.D.D.-Hautmittel

gegen **Ekzeme, Flechten,
Hautjucken, unreine Haut** *ü. ähnl.*

D.D.D.-Hautmittel

Kostenl. Probefl. durch D.D.D.-Laboratorium, Abt. 243

Berlin W30, Kleiststr. 34.

er sein Anliegen: „Liebe Himmelsmutter, du weißt es schon. Mach du es recht! Hilf mir du zu einem rechtschaffenen Weib, das mir gute Kinder gibt und den alten Eltern noch schöne Tage schafft!“ Ehrfürchtig scheidet er für heute aus dem hohen Heiligtum, denn auch die anderen Kirchen locken und laden. In der Stiftskirche schaut er den Tod von Eding. Überall umweht ihn der Hauch einer überirdischen Weihe.

Sein letzter Gang an diesem Abend ist an ein Klosterpförtlein, an dem, wie er gehört hat, ein heiligmäßiger Bruder seines Amtes walten soll. Den möchte er noch sehen, bevor er sich heute in die Ruhe gibt; denn einen lebendigen Heiligen hat er noch nie gesehen.

Er sieht einen ganz schlichten, demütigen und doch so freundlichen Kapuzinerbruder, den lieben Bruder Konrad.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ ist sein Gruß.

„In Ewigkeit, Amen“, stammelt der Zaurer-micherl von Ziefering. Dann schiebt er dem heiligen Bruder schnell einen Beutel voll Geld hin und sagt: „Das ist für eure Armen! Betet für mich, guter Bruder!“

Dann ist es vorbei. Aber vergessen hat er diese Begegnung mit dem Heiligen seiner Lebtag nicht. Heute, als eisgrauer Mann, erzählt er noch davon.

Nach dem Weggang vom heiligen Klosterpförtner schaut er sich um, wo er sich ein Stündlein Rast nach seinem langen Wallfahrtsweg gönnen könnte. Müde ist er zwar noch nicht, aber das Rasten wird ihm doch wohl tun.

Da sieht er im Postgärtlein an einem Tische eine einfache Frau aus dem Volke sitzen, eine Bäuerin, wie seine Mutter daheim. Zu der setzt dich hin, ist sein Gedanke. Da hast eine Ansprache und kannst allerhand erfahren, was einem Wallfahrer in dem fremden Ort dienlich sein kann.

„Mit Verlaub“, grüßt der Micherl bescheiden die fremde Frau, „weil ich fremd bin in Eding. Bin heut s' erstemal da.“ Bei einer frischen Maß Bier und einem Brotzeug aus seinem Reiseranzen ist der wackere Micherl bald im Geplauder mit der Bauersfrau, die in allen Fragen Bescheid weiß, obwohl sie



auch keine Einheimische ist, sondern eine Wallfahrerin aus der weiten Umgebung des Gnadenortes.

Bei der zweiten Maß ist der Micherl schon so redselig und vertraut mit der fremden



Öffentlich erklären wir!

Wir sind unseren Freunden in Stadt und Land verpflichtet. Sie schenken Ihr Vertrauen nur CARMOL — dem zehnfach verstärkten Karmelitergeist aus den naturreinen Wirkstoffen von zehn Heilpflanzen — und wir müssen darauf achten, daß sie nicht enttäuscht werden. Deshalb schufen wir einstmals die bekannte Schutzmarke: das große C mit dem Kreuz. Wenn Sie dieses Zeichen auf der Packung sehen, wissen Sie: das ist der echte, seit 50 Jahren bewährte Karmelitergeist CARMOL, der tagtäglich in so vielen Fällen hilft, wie bei Gliederschmerzen, Rheuma und Hexenschuß, Störungen des Herzens, der Nerven und des Magens. Merken Sie sich immer: das echte CARMOL ist am C mit dem Kreuz erkennbar. Schreiben Sie eine Karte an CARMOL-Fabrik, Stuttgart 23, Sie erhalten eine kostenlose Probe CARMOL.

Carmol der Karmelitergeist

Bauernmutter, daß er ihr sein ganzes Anliegen erzählt und die gleichen „dummen Sprüche“ macht wie daheim: „So ein Kreuz wie ich hat nicht leicht ein Mensch! Da soll ich jetzt heiraten und weiß mir keine! Oder eigentlich: Wissen tät' ich mir genug, aber mögen tu' ich keine von daheim, weil die bloß aufs viel Sach' spechten. Die möchten die Hausfrau spielen, nichts mehr tun und die ganze Verwandtschaft herziehen. Meine Liebe, da graust mir! Überhaupt, warum soll ich heiraten? Ein fremdes Weiberleut' füttern? Mir gangst! Mein Vater hat leicht reden: Bua, heirat', bis zum Heuen mußt eine herbringen, eine richtige! Der gute Vater hat leicht reden! Der hat ja die Mutter geheiratet! Ganz einfach die Mutter!“



Der Micherl lacht über das ganze Gesicht. Auch die fremde Bäuerin lacht und sagt: „Wenn das dein ganzes Anliegen ist, mein' ich, kann dir leicht geholfen werden. Und wenn du dir selber keine Hochzeiterin findest bis zur Heuzeit, nachher such' ich dir eine.“

„Gilt schon, Mutter!“ sagt der Micherl frisch heraus und reckt ihr die beiden Hände über den Tisch hin.

„Ist recht“, antwortet die Bäuerin halb im Scherz und halb im Ernst. „Morgen reden wir weiter, weil wir eh' den gleichen Weg haben heimzu. Und jetzt schlafen wir darüber. Gute Nacht! Es wird schon recht werden.“

Am nächsten Morgen ist der Zaunermicherl von Ziefering der erste im Beichtstuhl und an der Kommunionbank. In der Gnadenkapelle sieht er den heiligen Bruder von der Klosterpforte als Meßdiener in einer solchen Andacht, daß es dem Micherl selber schon ganz heilig ums Herz wird.

So wenn alle Leut' wären wie der, denkt er sich, nachher wär' die ganze Welt heilig. Das Paradies hätten wir nachher wieder.

Aber nein, es kann halt nicht jedes Mannsbild ein Kapuzinerbruder werden. Es tät' ja sonst die Welt aussterben. Es muß solche

geben und solche. Jeder Stand ist heilig. Und in jedem kann man heilig werden. Gar auch im Bauernstand. Ist ja der brave Kapuzinerbruder Konrad selber auch ein frommer Bauernbursch gewesen.

Mit einem letzten innigen Blick auf das Bild der Gnadenmutter nimmt der Micherl Abschied von seiner Wallfahrt: „Gelt, Himmelsmutter, weißt es schon. Mach's recht!“

Die Bäuerin von gestern wartet schon auf den Micherl im Postgärtlein. „Packen wir's an jetzt heimzu!“ lacht er ihr entgegen.

Mit keiner Silbe mehr kommt die Bäuerin auf das gestrige Gespräch zurück. Und wenn der Micherl die Rede auf die Hochzeiterin, die sie ihm weiß, bringen will, sagt sie nur: „Beten wir wieder ein Gesätzlein, daß alles recht wird bei dir und bei mir.“

So beten, pilgern und plaudern die zwei Leut', die gestern um diese Zeit noch nichts voneinander gewußt haben, mitsammen dahin, als wären sie Mutter und Sohn. Die Zeit vergeht ihnen wie im Fluge. Keines spürt den weiten Weg. Es ist, als wandere mit ihnen ein hohes Geheimnis, eine stille, beglückende Weihe.

„Wie ist doch die Welt schön!“ sprudelt der Micherl einmal heraus.

Warum Qualen leiden? Husten, Bronchitis, Verschleimung, Asthma Silphostalin-Tabletten,

werden seit 25 Jahren anerkannter-
maßen erfolgreich bekämpft mit
um nicht nur von Husten, Verschleimung, Asthmaampf zu befreien, sondern auch d. Kräftigung
d. Atmungsgewebes das Abel an der Wurzel zu packen und Gesundheit u. Widerstandsfähigkeit
zu festigen. Vieltausendf. im Gebrauch. 80 Tabl. DM 2.45, Kleinpäckg. DM 1.35 nur in Apoth.
Verlangen Sie kostenlos Broschüre - S - von

Fabrik pharmaz. Präparate Carl Bühler, Konstanz

Da sagt die Bäuerin bedeutungsvoll: „Ja, besonders, wenn die rechten Leut' zusammenkommen. Das ist noch das allerschönste auf der Welt. So, und ich wär jetzt daheim. Das ist unser Hof dort hinter den Nußbäumen. Gelt, und du gehst mit. Ein Stünderl rasten schadet dir nit. Hast noch einen weiten Weg vor dir.“

Dem Micherl ist's recht. Sieht er doch den fremden Hof auch von innen, wie er mit Rossen und Vieh bestellt ist.

Unter der Haustür aber steht eine bildhübsche Jungfrau. „Das ist mein jüngstes Dirndl, die Julie. Sie hat uns schon kommen sehen“, erklärt ihm die Bäuerin.

„Tausendstern“, meint der Micherl überrascht und denkt sich: So ein bildsauberes Madl.

Aus dem Stündlein Rast werden Stunden, so sehr gefällt's dem Micherl auf dem stattlichen Rottalerhof. Alles ist blitzblank in Küche und Stube. Aber erst der Stall mit den prächtigen Rossen und den Simmentaler Kühen! Das ist dem Micherl sein Fall. „Tausendstern“, sagt er ein ums andere Mal, besonders wenn er seine Blicke verstohlen auf der überall flink zugreifenden bildsauberen Haustochter, der Julie, haften läßt.

Und wie er dann mit der Bäuerin einmal allein ist, rumpelt es ihm schon heraus: „Du, du Mutter, wie wär's denn, wenn ich jetzt alleweil ‚Mutter‘ zu dir sagen dürfte? Weil ich mein', ich hab's schon richtig erbetet z'Eding bei der Gnadenmutter. Tausendstern, die Julie! Dös, mein' ich, ist das fremde Weiberleut', das ich mein Lebtage umsonst füttern möcht'. Und wie gern tät' ich's! Mutter, ich mein', du brauchst mir sonst keine mehr zu suchen. Sag' ja!“

„Bub“, spricht die Bäuerin ernst, aber doch erfreut, „wenn ich dir's schon aufrichtig sagen soll, wie's ist, nachher lus auf: Auch ich bin z'Eding wallfahren gewesen um einen recht braven Mann für mein letztes Dirndl, die Julie. Soviel kenn' ich mich bei der schon aus, daß du der Richtige wärst für sie. Meinen Segen habt ihr. Und ausgeschmiert wärst auch nicht mit der Julie. Eine Mutter soll zwar ihr Kind nicht loben, aber was wahr ist, darf ich sagen: s'Dirndl ist wie gesiehenes Gold. Mehr sag' ich nicht. Alles andere müßt ihr selber untereinander ausmachen.“

„Tausendstern!“ jubelt der Micherl auf. „Nachher fehlt ja nichts mehr. Jetzt krieg' ich ein Weib wie der Vater, der die Mutter geheiratet hat!“

Die Julie und der Micherl haben sich im Laufe der folgenden Wochen richtig zusammengeredet. Eigentlich hat es nicht mehr viel Reden gebraucht. Denn der Julie ist's nicht anders gegangen wie dem Micherl: Er war der Bursch für sie, den sie schon beim ersten Sehen an jenem denkwürdigen Wallfahrtstag ins Herz geschlossen hatte.

Jetzt haust sie schon seit vielen Jahren als Zaunerbäuerin auf der Zieferinger Höhe, von der aus sie den Kirchturm ihres Rottaler Heimdorfes sehen kann.

Franz Schrönghamer-Heimdal



Strickkleidung?

Ja, Bleyle-Kleidung!

Für die Hausfrau und Mutter, für die Kinder ist und bleibt „Bleyle“ die ideale, die zweckmäßige Gebrauchskleidung. Man schätzt vor allem das Bleyle-Material. Der Strickstoff hat ganz besondere Vorzüge und ist ein ausgesprochener Strapazierstoff. Man schätzt an „Bleyle“ aber auch die vornehm-gediegene Linie und freut sich immer wieder über die hübschen, modernen Formen, die in jeder Saison neu herauskommen. Ja,

Bleyle

geht mit der Mode
geht mit der Zeit

Erhältlich in allen Bleyle-Verkaufsstellen

Drei Maienblümchen im Wappen

Johann Bernhard Mayer, Bischof und Caritasapostel aus Lauda

Die Familie

Es ist nicht das erste Mal, daß hier von einem großen Sohn der kleinen Amtsstadt Lauda die Rede ist. Da das freundliche Tauberstädtchen über dreihundert Jahre lang, bis zur Säkularisation 1803 würzburgischer Besitz war, ergab es sich, daß seine begabten Söhne in der Frankenhauptstadt studierten, lehrten und häufig sogar ihr Leben dort beschlossen. Ihre Heimat mit den fruchtbaren Gemarkungen, mit der alten Tauberbrücke, den ehrwürdigen Bildstöcken, haben sie niemals vergessen. Das zeigt uns erneut das Lebensbild des Johann Bernhard Mayer, der Professor, Hochfürstlicher Geheimrat, Kanonikus vom Stift Haug, Bischof von Chryopel und Weihbischof von Würzburg war. Vor diesen gewichtigen Titeln könnte man schier erschrecken, doch hinter ihnen steht ein Mann mit wahrhaft frommem Sinn, hoher Bildung und großem apostolischem Eifer.

Zunächst fragen wir uns: Wie kam er dazu, diesen Lebensweg zu gehen? Sein Elternhaus war von ausschlaggebender Bedeutung. Schon die Vorfahren Mayers zeichneten sich aus durch ihren geraden Sinn, durch Tüchtigkeit und Fleiß. Sie gaben stets mit offener Hand für die Armen und für die Kirche. Die Chronik berichtet: Die Erben des Andreas Mayer stifteten den Hochaltar und weitere Anverwandte trugen später zur Ausgestaltung der Liebfrauenkapelle bei. Von diesem Geiste beseelt waren auch die Eltern des Johannes Bernhard Mayer. Sein Vater Johann und seine Mutter Anna Sybilla Schnurrin stammten beide aus Lauda; sie wohnten in dem großen Fachwerkhaus an der Ecke Bachspitalgasse, als ihnen der Sohn geschenkt wurde. Man schrieb den 4. November 1669. Das Geburtshaus gehört heute noch zu den schönsten Bürgerhäusern Laudas. Von den Eltern Mayer ist nicht viel aufgezeichnet. Ein Kreuz auf der Südseite der alten Tauberbrücke erinnert an den Vater des Würzburger Weihbischofs. Die Inschrift besagt: „Zur Ehre Gottes hat dieses Bild gestiftet Johannes Mayer, Metzger allhie, Anno Domini 1644.“ Unter der Inschrift sieht man ein Wappen und zwar zwei gekreuzte Metzgerbeile. Karl Schreck erzählt in seinem Buch „600 Jahre Stadt Lauda“ folgende Geschichte über die

Entstehung des Kreuzes: „Während des Dreißigjährigen Krieges ging der Metzger Mayer über die Brücke, um Vieh einzukaufen. Er trug sein Geld nach der damaligen Gewohnheit in einem Gürtel um den Leib. Da kam ein Trupp schwedischer Reiter auf der Straße gen Lauda geritten. In seiner Not warf der Metzger den Geldgurt in die Brennessel der Brückennische und machte gleichzeitig das Gelöbnis, ein Kreuz zu stiften, falls er wieder zu seinem Gelde kommen sollte. Tatsächlich ritten die Soldaten vorbei, ohne den Gurt zu bemerken.“

Der Lebensweg

Der junge Johann Bernhard wuchs fröhlich und unbekümmert heran. Früh zeigten sich seine hervorragenden Geistesanlagen. Deshalb wurde er auf das Gymnasium nach Würzburg geschickt, an dessen Universität er dann auch Philosophie und Juristerei studierte. Bereits mit dreißig Jahren verteidigte er an der Alma Julia unter größtem Beifall seiner Zuhörer mehrere juristische Thesen. Wie alle großen und vielleicht auch kleinen Laudaer drängte es ihn, Reisen ins Ausland zu unter-

nehmen. Er wollte seine wissenschaftlichen Kenntnisse vertiefen und seinen Blick fürs Leben weiten. So sehen wir Mayer in Holland, Frankreich und Italien. 1694 wird ihm Rom, das Haupt der Welt, zugleich zum ruhenden Pol. In der Schule der Weisheit, Künste und Wissenschaft machte er glänzende Fortschritte; aber er lernte auch Männer von Geist und Frömmigkeit kennen, die seinen weiteren Lebensweg bestimmten.

Sicher und glücklich entschloß er sich für den geistlichen Stand, um sein Leben der Kirche Christi darzubringen. So wurde er am 18. Dezember 1694 in der Kirche St. Johann im Lateran zum Priester geweiht; am Weihnachtstag feierte er in der Krypta der St. Peterskirche, nahe der Grabstätte der Apostelfürsten Petrus und Paulus sein erstes heiliges Meßopfer. Er lebte wahrhaft priesterlich, widmete sich dem Gebet und dem Studium, und in seinem apostolischen Eifer zog es ihn in die Mission. Aber der Einladung nach China konnte er nicht folgen. Der Würzburger Fürstbischof Joh. Gottfried von Guttenberg hatte von dem wissenschaftlichen Streben und frommen Wandel seines jungen Diözesanprie-



sters gehört. Er bestimmte ihn deshalb zum Hofmeister und Erzieher seines Neffen Christian von Guttenberg. Nach zwei Jahren kehrten Lehrer und Zögling in die Heimat zurück und fanden am fürstbischöflichen Hof freundliche Aufnahme.

Voll Seeleneifer

Nun begann der Aufstieg Johann Bernhard Mayers. Im Jahre 1700 erhielt er den Doktorhut beider Rechte, wurde zum Professor des kanonischen Rechts an der Universität Würzburg ernannt und bald darauf Kanonikus am Kollegiatsstift zu Haug. So war Mayer innerhalb kurzer Zeit mit drei ansehnlichen Stellen betraut worden. Eine noch höhere Würde ward im zuteil: am 1. März 1705 fand die feierliche Konsekration zum Weihbischof von Würzburg statt. In seinem bischöflichen Wappen führte er drei Maienblümchen. Man verglich ihn mit Gregor dem Großen wegen der Würdigkeit seines Geistes und seiner Seele. 43 Jahre lang war der Weihbischof in der damals ausgedehnten Würzburger Diözese tätig. Sein rastloses Streben galt der Wohlfahrt des Bistums, der Ausbildung des Klerus und der Förderung des Religiösen. Unter fünf Fürstbischöfen verwaltete er sein hohes Amt. Es erforderte von ihm Klugheit, tiefe Frömmigkeit und gerechten Sinn. Da die Würzburger Bischöfe zugleich Landesherren waren und viele weltliche Geschäfte ihre Kraft beanspruchten, hatte der Weihbischof die gesamte geistliche Regierung inne. Seine Biographen bezeichnen ihn als einen frommen, seeleneifrigen und demütigen Bischof. Dabei war er unerschrocken, gerecht und liebevoll. Jahraus, jahrein wirkte er selbst an der Gottesdienstgestaltung mit, sei es als Prediger auf der Kanzel, im Pontifikalschmuck am Altar oder bei öffentlichen Prozessionen. In der ganzen Diözese Würzburg bestand keine Kirche, keine Schule und kein Spital, die Weihbischof Mayer nicht gesehen hätte. Noch in seinem hohen Alter, kaum einen Monat vor seinem Tod, unternahm er eine Visitationsreise durch Schwaben, bis an den Neckarstrom, in die



Geburtshaus von Weihbischof Dr. J. B. Mayer

entlegenen Landkapitel Bühlerthan und Nekarsulm, um die fernen Schäflein zu weiden, das Sakrament der Firmung zu spenden, Kirchen und Altäre zu weihen.

Letzte Sorge

Von dieser Reise kehrte Weihbischof Mayer krank zurück und bereitete sich nunmehr auf seinen Tod vor. Aus der Tiefe seiner Seele rief er mit dem heiligen Bernhard aus: „Mein Jesus, ich ersehne dich tausendmal, wann kommst du?“ Am 7. September 1747, am Vorabend des Festes Mariä Geburt, beschloß der gottselige Bischof im 78. Jahre seine irdischen Tage. Unter der Kuppel von Stift Haug zu Würzburg wurde er begraben. In seinem Testament setzte er *Lauda als Universal* ein; er schenkte seiner Heimatstadt sein Haus und seinen ganzen Grundbesitz, damit daraus ein Spital und Armenhaus würde. Acht arme Männer und Frauen sollten zeit lebens dort gepflegt werden und auf des Bischofs Geheiß „alle Tage, wenn möglich, die heilige Messe anhören, Gott absonderlich danken für die vielen Guttaten, die er ihm erwiesen.“ In demselben Testament stiftete Johann Bernhard Mayer auch den Monspietatisfond, eine Unterstützung für arme Brautleute.

So hat der Laudaer Bürgersohn, der zu hohen Ehren und großem Ansehen gelangt war, seiner kleinen Vaterstadt an der Tauber bis in unsere Tage die Treue gehalten.

Aurelie Pickel

ZUM FÄRBen	ENTFÄRBen	IMPRÄGNIEREN
		
Kleiderfarbe	Colorex	IMPRÄGNOL
alles von  HEITMANN deshalb gut!		

Landleute! Hütet eure Familienheiligtümer!

Es ist ein Verdienst der Volkskunstbestrebungen letzter Jahrzehnte, daß sich endlich auch auf dem Lande die Erkenntnis Bahn bricht, den noch vorhandenen altväterlichen Hausrat seiner künstlerischen Schönheit und seines hohen Kulturwertes willen der natürlichen Umgebung zu erhalten.

Leider gibt es aber auch heute noch Bauernfamilien, die vom modernen, alles gleichmachenden Zeitgeist getrieben, von dem „alten Gerümpel“ nichts mehr wissen wollen. In Unkenntnis schämen sie sich des bemalten und wurmstichigen Zeugs, vergessen ihr angestammtes Selbstbewußtsein, das Bekenntnis zum Bauerntum, stellen der Ahnen Möbel, Bilder und Gebrauchsgegenstände auf den Speicher, lassen sie verstauben oder überstreichen farbenfrohe Schränke, Truhen, Tische und Stühle, falls dieselben in Benutzung sind, geschmacklos mit Ölfarbe. Und wo einst vor Jahrzehnten schaffensfrohe Heimatkunst und Wertarbeit diese Bauernräume schmückte, stehen braunlackierte oder maserierte Fabrikmöbel, Hausierer- und Dultware, dem modischen Zug ins Städtische entsprechend.

Sind die übererbten Familienaltertümer glücklicherweise noch im Besitz der Nachkommen, ist nur der Sinn für das bäuerlich Echte geschwunden, dann wird es nicht schwer fallen, solche Landleute aufzuklären und sie

vom Wert der Schönheit altväterlichen Haus- und Wohnungsschmuckes zu überzeugen.

Doch sind heute nicht mehr allzuvielle Bauernhäuser mit reizvollen Möbeln, Bildern und Geschirr vergangener Werkkunst ausgestattet. Zahlreiche geschäftstüchtige Altertumshändler und Privatsammler reisten von Dorf zu Dorf, übersahen keine Einöde, sie mochte noch so entlegen sein, und erstanden um Schandpreise hohe Werte. Wenn auch durch den häufigen Besuch solcher Agenten das Landvolk längst vorsichtiger geworden ist und der Bauer die noch spärlich vorhandenen Altertümer selbst mit den Augen eines Schätzmeisters ansieht, so wandert doch noch manch kostbares Stück aus seiner naturgemäßen Umgebung in die Städte.

Bauern! Gibt euch die stete Nachfrage nach bäuerlichen Kunstgegenständen nicht zu denken? Die hohen Preise, die von Aufkäufern geboten werden, müssen euch doch die Augen öffnen. Schaut euch einmal um, liebe Bäuerin, lieber Bauer, in den Städten! Überfüllt sind die Antiquitätenläden mit den besten Erbstücken eurer Ahnen. Bestehend zwar in ihrer Schönheit, aber unpersönlich für den kommenden Besitzer. Es sind Werte, mit denen Familiengeschlechter im Boden der Gegenwart verankert sind, geadelt durch Familiengeschichte, durch eigenes Erleben in früher Jugend.

Von Jahr zu Jahr mehren sich die Freunde von künstlerisch-altem Wohnungsschmuck, teils weil guter Geschmack, solides Empfinden für Form und Farbe sie leitet, teils das Sammeln von Altertümern Mode geworden ist,

Ist's nun eine schlechte Bauernstube oder sind's nur einzelne Prachtstücke, die zur Belebung der Wohnräume beitragen, sein Besitzer kann sich täglich des Anblicks freuen.

Jedes einzelne Stück ist ja bei genauer Betrachtung persönlich geartet, mit hingebender Sorgfalt, feinem Gefühl und Empfinden für künstlerisches Schaffen hergestellt. In jeder Leiste, in jedem Schnitzwerk, Schloß und Band, in Malerei und Einlegearbeit liegt etwas Eigenes, eine besondere Form, ein persönlicher Gedanke. Mögen immerhin städtische Vorbilder diese ländlichen Handwerkerarbeiten ziel- und richtunggebend beeinflussen haben, die naturwüchsige, naive Eigenart der Dorfkünstler bewahrte sie vor jeder schablonenhaften Nachahmung. In Form, Farbe und symbolischem Inhalt der Dekoration ist jeder Schrank, jede Bettlade, Truhe und Wiege ein Zierstück.

Wie heimelig sitzt's sich z. B. im alten Herrgottswinkel! Man denke sich statt der geschnitzten oder bemalten Wandtäfelung, der rauchgeschwärzten Holzdecke, dem kernigsten Eichentisch, umgeben von Ruhebänk und schweren Stühlen, fabrikmäßig hergestellte Dutzendware, und man wird unschwer



Bäuerinnen im Schapbachtal auf dem Weg zur Kirche

MAGGI's WÜRZE

Ihr Werden und ihre Wirkung

MAGGI's Würze, wohl die volkstümlichste unter den Erfindungen von Julius Maggi, bot durch ihren Gehalt an hochaktiven geschmackswirksamen Stoffen erstmalig die Möglichkeit, mit geringem Kostenaufwand Speisen aller Art auf eine ganz besondere Weise schmackhaft zu machen. Sie erwies sich schon in kurzer Zeit als außerordentlich erfolgreiche Waffe im Kampf gegen die Gefahr der Eintönigkeit, die vor allem dort lauert, wo ein übertriebener Aufwand bei der Kost des Alltags, aus an sich vernünftiger Einsicht heraus, abgelehnt wird.

Ist es in Suppen und Soßen der Fleischbrühe-ähnliche Geschmack, der so angenehm belebend wirkt, so kommt bei Gemüsen, Salaten, Fleisch-, Fisch- und Eierspeisen, um nur einige zu nennen, durch den Zusatz von wenigen Tropfen MAGGI's Würze zunächst eine verblüffende Verstärkung des art-eigenen Geschmackes zustande, dem sich bei weiterem vorsichtigem Zusatz ein pikant-würziger Geruch und Geschmack zugesellt.

Was bewirkt nun den geheimnisvollen Zauber, den Julius Maggi vor mehr als 60 Jahren in die Flasche bannte?

Es sind in der Hauptsache Aminosäuren, bekanntlich die Bausteine der natürlichen Eiweißstoffe, die in harmonischem Zusammenwirken den Wohlgeschmack hervorrufen. Auch für Ärzte und Biologen sind diese Wirkstoffe des Geschmacks und eine ganze Anzahl weiterer Aminosäuren wichtig.

Das Gewinnen von MAGGI's Würze ist keineswegs einfach, allein das Auffinden des Weges, der zu ihrer Vollendung führte, stellt eine Pioniertat ersten Ranges dar. Unzählige Versuche haben geholfen, diesen Weg zu bahnen.

Hochwertige Eiweißstoffe vor allem pflanzlicher Herkunft wie z. B. das Eiweiß der Erdnuß, Sojabohne und Hefe, die Eiweißarten des Getreides, nämlich die Kleber von Weizen, Mais und Reis, dienen als Ausgangsmaterial. Durch einen besonders geleiteten Kochprozeß werden diese Eiweißstoffe aufgeschlossen. Zwischenbehandlungen der verschiedensten Art und langwierige Reifungsvorgänge, die einer sorgsamsten Überwachung bedürfen, führen nach Ablauf geraumer Zeit endlich zur fertigen MAGGI's Würze.

Alles in allem: MAGGI's Würze ist konzentrierter Wohlgeschmack!



MAGGI *Fridolin*
der freundliche
Helfer der Hausfrau
empfiehlt:



..... hm - prima!



Der Herrgottswinkel

die Anspruchslosigkeit erkennen, die unsere poesielose Zeit an Gebrauchsgegenstände auf dem Lande stellt.

Bauer, es muß dich zu Überlegungen führen, wenn du siehst, daß Gastlokale in den Städten seit Jahren darangehen, diese mit Hilfe ehemaliger ländlicher Kunst gemütlich zu gestalten. Man fühlt sich wohl in Räumen, welche farbenfrohes Bauerngeschirr, blumen- und tierbemale Fayencen und leuchtendes Zinn schlicht, aber wirkungsvoll schmücken. Selbst Nachbildner haben die hübschen Gläser und Krüge mit ihren geätzten Zeichnungen, sinnigen Aufschriften, Spruchbändern und gravierten Zinndeckeln in modernen Werk-

stätten gefunden, nachdem große Nachfrage die Preise ansehnlich erhöhte. Was aber schmückt heute Schlüsselrahmen und Glas-etageren, früher der Stolz der Bäuerin. Nüchternes Blech- und Tongeschirr, kitschige, armselige Basarware ist an Stelle des alten, schönen Hausrates getreten.

Und man kann an Dinge im Bauernhause denken, an welche man will, alle haben ob ihrer eigenen künstlerischen Ausführung Abnehmer gefunden und werden erst recht heute, nachdem sie von Jahr zu Jahr rarer werden, fleißig gesucht. Seien es zinnegelegte Gunkeln in hübschen Mustern, gedrechselte Spinnräder, originell geschnitzte Wergabeln oder kerbschnittartig verzierte Haspeln, volkstümliche Krippen, reizende Amulette, Spielwaren, strohgeflochtene Schatullen oder bleibeschlagene Zollstäbe, alles versucht man den Landleuten abzuschwätzen. Selbst vor Volkstrachten und Familienschmuck wird nicht Halt gemacht. Kommt auch das stolze Bauernwort: „Selbst gewonnen, selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die schönste Bauerntracht“ heute wieder mehr zur Geltung, die früheren malerischen Volkstrachten stehen leider nicht mehr so in Ehren, wie man es wünschen möchte. Bedauerlicherweise ließ eine verdorbene Geschmacksrichtung diese hübschen, gediegenen Volkstrachten allmählich verschwinden und tauschte dafür in öder Gleichmacherei und bar jeder heimatlichen Eigenart städtische Fabrikware ein. Der ehemals blühenden Heimatkunst, dem Sinn für das Wahre, Schöne und Gute ist eben mit der Zeit in der Modesucht, im Gefallen am Schein und Flitter, in der Verachtung und Geringschätzung des Alten und Volkstümlichen ein schlimmer Feind erstanden.

Noch ist es Zeit, lieber Bauer, daß du dich besinnst und wenigstens die Reste altväterlichen Besitzes vor den Zugriffen der Antiquitätenhändler schüttest. Solltest du weniger Verständnis dafür aufbringen, als städtische Sammler? Gewiß nicht! Für dich trägt ja all das geschätzte übererbte Gut noch persönliche Werte in sich, unbezahlbar für einen denkenden Menschen mit Herz und Gemüt. Schon bauerlicher Ahnenstolz darf nicht mehr zulassen, daß man weiterhin väterliches Kulturgut der heimatlichen Scholle entreißt.

Josef Sauer

Scherzfragen

In welchem Monat pflegt man in Italien am wenigsten zu essen?
(Im Februar, weil er nur 28 Tage hat.)

Welche Krankheit hat in noch keinem Lande geherrscht?
(Die Seekrankheit.)

Kann man sogar in einer leeren Tasche etwas haben?
(Ja, ein Loch.)

Was ist der Unterschied zwischen einem Hund und einem Floh?
(Ein Hund kann einen Floh haben, aber ein Floh keinen Hund.)

Was versteht man unter einem Fest?
(Fest nennt man alles, wobei etwas los ist.)

Wann lebte Gottfried von Bouillon?

(Als er nichts anderes zu essen hatte.)

Weshalb kommen die wenigsten Schriftsteller in den Himmel?

(Weil nur gute Werke dahin führen.)

In welcher Stadt führen die Männer ihre Frauen an der Leine spazieren?

(In Hannover, denn diese Stadt liegt an der Leine.)

Auf welcher Seite ist der Kopf der Samojeden mit Haaren bewachsen?

(Auf der äußeren.)

Welcher Buchstabe gibt Milch?

(Q)

Womit wäscht man Löwen?

(Mit Lebensgefährt.)

Der ruhelose Klostermönch

Nach einer Rendtälener und Kinzigtälener Volkslage

Der Mönch der im Mooswald den Lohsen verlehrt,
Er geht nach dem Tode dort um,
Und kehrest du heim spät abends zuleht,
Nachdem du dich güttlich am Weine geleht,
Durch den Wald noch: Verhalte dich stumm!

Es könnte sonst sein, daß den Geist du wechst,
Doch schlimmer noch könnt' es dir frommen,
Du untertändest dich, daß du ihn nuchst:
Du mechst nicht, wie gleich dann im Dicht dich stuchst,
Um Weg und um Richtung gekommen.

Umsonst erfehnst du inbrünstig, daß bald
Ein Glöcklein vom Tal herauf schalle,
Das wies den Weg durch den finsternen Wald:
Nur Spottgelächter dich wild umhallt
Mit graufigem Wiederhalle.

Und brennt schon vom Himmel die Sonne heiß,
Und schreitest du rüstig auch fort
Durch lange Stunden, gebadet in Schweiß:
Du bist doch gebannt wie in einen Kreis
Und findst dich am alten Ort.

Nur der Widerpart mittlernächtiger Stund'
Wird können dich endlich erlösen:
Erschallen die Glöcklein zum Mittag im Rund,
Muß fallen der Bann, wird die Gegend dir kund,
Versteucht flieh'n die Mächte des Bösen.

Bedauere den Mönch, sein irrlichternd Spiel,
Das keine Ruh' ihm gewährt:
Doch mecht': 's gibt im Leben der Lohensteine viel,
Die verkehren alle dein lehtiglich Ziel,
Hast du sie im Leben verkehrt.

Franz X. Mooslenwandner

Als der Großvater die Großmutter nahm

Alte Hochzeitsbräuche zwischen Ettlingen und Rastatt

Die blonde Gertraud und ihr Liebster hatten sich an den winterlichen Spinnabenden kennen und lieben gelernt. Als Gertraud bat, ihn am zweiten Tag vor Weihnachten „zur Zehrnacht“ einladen zu dürfen, hatten die Eltern es erlaubt, ein Zeichen, daß sie mit der Wahl der Tochter zufrieden waren. Noch einige solcher „Lostage“ der Liebe zeigten auch dem Dorf den Verspruch der beiden an. Dann an einem Januarsonntag war der Bräutigam in das elterliche Haus der Braut gekommen, zusammen mit seinem Vater, der für seinen Sohn um das Mädchen warb.

Nun begann die Mutter die Aussteuer zu richten. Es war nicht gar schwer, denn Winter um Winter hatten fleißige Hände einen feinen Faden gesponnen, und mit Stolz betrachtete Mutter Veronika die runden Ballen Leinwand, die der Weber ihr zurückgebracht hatte. Da war ein derbes Gewebe für die Betttücher, dann ein feineres, rot und weiß kariert, das beliebte „Kölsch“ für die Bezüge, und das feine „Hanfene“ für die Leibwäsche. Ihr ganzer Stolz war aber das feinst gewobene „Gebildtuch“ für die Tischwäsche. Es galt nur noch, die Leinenbahnen mit dem starken, selbstgesponnenen Handfaden zusammenzunähen und das besorgten zusammen mit der Braut ihre Schwestern und Freundinnen. Bald

häuften sich die Leintücher, Pfulben und Bettbezüge und was sonst zu einer rechten Aussteuer gehörte. Auch die Federn lagen schon bereit und es bedurfte nur noch der Beschaffung all der irdenen und eisernen Töpfe und Haushaltgegenstände, die eben auch damals zu einem Haushalt nötig waren. Die polierten Möbel waren beim Schreiner schon bestellt.

Der Tag der Hochzeit konnte jetzt bestimmt werden. Meist heiratete man in den Monaten zwischen Weihnachten und der Fastenzeit oder auch im November, wenn das Bauernhaus mit Vorräten gefüllt war. Am ersten Ausrufsonntag und am letzten Sonntag vor der Hochzeit luden die Brautleute ein. Zuerst natürlich das Götter und den Pfetterich (Patin und Pate). Dann die Geschwister, der Kreis erweiterte sich Glied um Glied der Verwandtschaft. Man unterschied, wie auch heute noch, Mittags- und Abendgäste. Mittagsgäste waren nur Anverwandte, für den Abend lud man noch die Nachbarn und Freunde des Brautpaares zum Feste. Für die Verpflegung kamen die beiden Brautleute auf; dabei waren 40 bis 60 Personen nicht selten.

War der Hochzeitstag gekommen, so ging der Bräutigam mit zwei Zeugen ins Haus der Braut, geschmückt mit einem Rosmarinzweig, an welchem schmale bunte Bänder befestigt



Seit 1879

DRAHTGEFLECHTE

DRAHTGEWEBE · STACHELDRAHT · ZUBEHÖR

DRAHT-CHRIST

für Gartenzäune,
Hühnerhöfe usw.

Verlangen Sie Preisliste!
MANNHEIM-KÄFERTAL 91

Telefon 501 60

waren. Im Haus der Braut hatten sich die Gäste schon versammelt und saßen bei Wein oder Kaffee und aßen das aus feinstem Mehl gebackene Hochzeitsbrot. Dann erschien die Braut. Sie trug ein schwarzes Kleid aus feiner Wolle, darüber den großen, buntgewirkten Hochzeitsschal, der, übers Eck gefaltet, vorn mit einer Nadel gehalten war. Der Kranz war aus weißen Wachsblüten zusammengefügt. Noch heute werden solche Kränze unter Glas aufbewahrt. Auch die Braut trug den Rosmarinweig in der Hand, denn in jener Zeit durfte dieses immergrüne Zweiglein weder bei Freud noch bei Leid fehlen. Nun hatte auch der Vater und die Mutter die Stube betreten, eine feierliche Stimmung erfaßte alle, denn es galt Abschied zu nehmen vom Elternhaus. Nach dem Vaterunser machte die Mutter der Braut das Kreuzeszeichen auf die Stirne und gab ihr damit den Elternsegen.

Welch stattlicher Hochzeitszug mag es gewesen sein, der sich unter dem Läuten der Glocken zur Kirche bewegte. Die Männer trugen den Staatsrock, einen langen Bauernrock aus schwarzem Tuch, der vorne so weit auseinander stand, daß man das rote Leibchen mit den silbernen Knöpfen hervorblitzen sah. Die kurzen, hirschedernen Hosen waren unter dem Knie geschnürt und die hohen Stiefel zum Festtag blank gewischt. Um den Hemdenkragen war das schwarze Seidentuch geschlungen, und der Dreispitz vollendete das Bild des selbstbewußten Bauern.

Hinter ihnen kamen die Frauen, die heute alle ihr Hochzeitskleid trugen. Die weiten gefalteten Röcke schienen noch weiter, da man zwei bis drei Unterröcke übereinander trug. Der „Mutzen“, der fest in der Taille saß, war heute vom Hochzeitsschal bedeckt, über den die schwarze Seidenschürze getragen wurde. Die Kopfbedeckung der verheirateten Frauen war recht kleidsam: Eine schwarze, mit Perlen besetzte Seidenkappe schloß sich eng um den Hinterkopf, die Stirnhaare freilassend. Die Kappe wurde mit breiten Moirébändern unter dem Kinn gebunden, auch hingen solche den Rücken hinab. Dem Zug voraus ging die Braut, geführt von ihren Freundinnen, den „Brautmädchen“, dann folgte der Bräutigam mit den Zeugen. In der Kirche kniete die Braut auf der Frauenseite, während der Bräutigam seinen Platz bei den Männern hatte. Erst zum Brautsegen gingen die beiden nach vorn und verließen auch gemeinsam die Kirche. Dabei wurde eifrig darauf geachtet, ob das Brautpaar beim Umdrehen am Altar sich das Gesicht oder den Rücken zuwandte, letzteres deutete auf eine schlechte Ehe.

Im Wirtshaus war das Hochzeitsessen gerichtet. Die Speisefolge ist alt. Nudelsuppe, Rindfleisch mit Meerrettich, Braten mit Nudeln, Rotkraut mit Kotelett oder Bratwurst; eine Zusammenstellung, wie wir sie auch im Jahre 1750 auf einer der großen „Zehrungen“ der Dorfväter finden und die bis heute auf den ländlichen Hochzeiten üblich ist. Dabei ist bemerkenswert, daß keinerlei Kartoffelspeisen gereicht wurden. Der Nachmittag

verging mit Plaudern. Zwischen den einzelnen Speisefolgen spielte die Musik, alt und jung drehte sich im Tanz und im Chor erklangen die alten Volkslieder. Gegen Abend wurde es ruhiger in der Hochzeitsstube. Die Männer und Frauen gingen heim zum Füttern und Melken, die Dagebliebenen setzten sich in kleinen Gruppen zusammen. Während der Zeit wurden die Tische frisch gedeckt, denn nun kamen die Abendgäste und mit der Jugend der fröhlichste Teil des Tages. Bis spät in die Nacht erklangen die Lieder und die munteren Weisen der Tanzmusik.

Aber auch das schönste Fest ging zu Ende. Vor dem Aufbruch kam die Stunde des Schenkens. Das Hochzeitsgeschenk wurde meist in Geld gegeben, ja es bestand eine gewisse Taxe. Wer schon am Mittag geladen war, gab drei Gulden, die Abendgäste ein bis zwei Gulden. Zu diesem Zweck stand vor der Braut eine Suppenschüssel, die sich langsam mit Silberstücken füllte. Mit gesenktem Blick mußte die Braut die Gaben entgegennehmen. So prosaisch dies Schenken auch dünkt, so hatte es doch einen praktischen Hintergrund. Mit dem Geld konnte die Hochzeit bezahlt werden, deshalb konnte das Brautpaar ruhig eine große Verwandtschaft zum Feste laden, ohne daß finanzielle Schwierigkeiten entstanden.

Nun begleitete man die Brautleute in ihr neues Heim. Voraus zog die Musik, dann kam das junge Ehepaar und dahinter die Hochzeitsgesellschaft mit Ausnahme der Eltern und Alten. In der Wohnstube des jungen Paares war ein Christbaum aufgestellt. An der Spitze war ein mit Bändern geschmückter Hochzeitsstrauß befestigt, und an den Zweigen hingen allerlei Kleinkindersachen. Hell leuchteten die Kerzen. Die Braut setzte sich und das Göttel nahm ihr den Kranz ab, dann wurde ihr die Frauenhaube aufgesetzt (1850), daher das Wort: „ein Mädchen unter die Haube bringen“. Während dieser Handlung umstanden die Brautmädchen und Freundinnen die Braut und sangen das Lied: „Wir winden dir den Jungfernkranz.“ Auch jetzt war die Stimmung bewegt, trotz allem Glück rannen der Braut einige Tränen die Wangen herab, denn dieser Augenblick bedeutete den endgültigen Abschied von der Jugendzeit. Dann aber spielte die Musik einen Tusch als Zeichen des Aufbruchs, das junge Paar war allein.

Andern Tags traf man sich nochmal zum Saueressen oder zur Nachhochzeit, und in den kommenden Tagen und Wochen häufte sich im Haus der jungen Frau das „Sammelsach“: Frucht, Hanf, Bohnen, Zwiebeln, auch der Hafer, Fett und die Speckseite fehlte nicht. Es waren Gaben der Nachbarschaft und solcher Verwandten, die wohl geladen, aber nicht an der Hochzeit teilgenommen hatten. So stützte die Sippe den jungen Hausstand, der bei einer großen Verwandtschaft im ersten Ehejahr keine Nahrungssorgen hatte. Um wieviel klüger war diese Sitte, als das Schenken von unnützen Dingen. Man hatte einen recht praktischen Sinn in jenen Zeiten, „als der Großvater die Großmutter nahm“.

Lore Ernst